

carla norton

und
morgen
dein
tod

thriller

Aus dem Amerikanischen
von Kerstin Winter

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »What Doesn't Kill Her« bei Minotaur Books.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Januar 2016
Knaur Taschenbuch
© 2015 Carla Norton
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Alexandra Löhr
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gettyimages / Viviana Gonzalez
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51378-1

2 4 5 3 1

*Den Entführungsoffern überall auf dieser Welt.
Euer Mut hat dieses Buch inspiriert.*

Elf
Jahre
zuvor

Seattle, Washington

An dem Tag, an dem sie zum letzten Mal in ihrem Leben schwimmen gehen würde, strahlte die Sonne erbarungslos aus einem gnadenlos blauen Himmel auf ganz Seattle hinunter. Seit zwei Tagen herrschten Höchsttemperaturen, und sie flehte ihre Eltern an, mit ihr zum See zu fahren. Nur kurz – ein Stündchen vielleicht? Ein halbes?

Aber außer ihr schien niemandem die drückende Hitze etwas auszumachen. Ihre Eltern arbeiteten, und ihre große Schwester hatte das kühlsche Zimmer im Haus zu ihrem privaten Proberaum erklärt. Auch jetzt saß Rachel wie festgewachsen auf der Klavierbank und übte immer wieder dieselben Stücke, während Reggie sich zu Tode langweilte. Ihre beste Freundin war mit ihrer Familie im Urlaub, und vor ihr lag ein langer, einsamer, eintöniger Sommer.

Wenn sie also zum See wollte, musste sie wohl selbst die Initiative ergreifen. Wozu hatte sie schließlich ein Fahrrad?

Sie war im vergangenen Sommer oft zu dem winzigen Strandfleckchen geradelt, sie kannte den Weg. Und sie überschlug, dass ihr genug Zeit blieb, den Hügel hinunterzusausen, in den See zu springen, fünfundzwanzig Minuten zu schwimmen, den Berg wieder hinaufzu trampeln und sich rechtzeitig für die Aufführung ihrer Schwester fertig zu machen, noch bevor ihre Eltern nach Hause kommen würden.

Das war machbar. Es musste noch nicht einmal jemand etwas von ihrem kleinen Ausflug erfahren. Vielleicht würde sie es

beim Abendessen erzählen, vielleicht aber auch nicht. Bald wurde sie dreizehn, und als Teenager hatte sie schließlich ein Recht auf eine gewisse, wenn auch heimliche Unabhängigkeit. Reggie zog ihren neuen pfirsichfarbenen Badeanzug an und streifte sich ihr Lieblings-T-Shirt über, das bis zu den Knien reichte. Ein Handtuch brauchte sie nicht, den nassen Badeanzug würde sie zur Kühlung auf der Rückfahrt anlassen.

Rigoros schloss sie die Hintertür vor dem sich endlos wiederholenden Klavierspiel ihrer Schwester. Die ersten zehn, zwanzig Mal hatte sie es gerne gehört, aber mittlerweile konnte sie es nicht mehr ausstehen.

Reggie schob das Fahrrad zur Straße. Es war aufregend, sich allein und ohne Aufsicht auf den Weg zu machen, und sie stellte sich in die Pedale, als sie bergab jagte, und ließ ihre Haare im Fahrtwind flattern. Mit jeder Kurve schien die Luft kühler zu werden, und als sie das Rad am letzten Häuserblock ausrollen ließ, fühlte sie sich stark, lebendig und einfach großartig.

Sie fand den verborgenen Pfad zwischen den Hecken und ließ ihr Fahrrad neben einer weggeworfenen Bierflasche und einer leeren, mit Zahnstochern gespickten Zigarettenschachtel ins Gras fallen. Auf einem schmalen, gewundenen Weg lief sie durch das dichte Gebüsch auf den Strand zu, den nur die Einheimischen kannten.

Sie trat aus dem Gestrüpp und entdeckte zwei Jungen mit einem Hund, die ihr einen Blick zuwarfen, sie dann aber ignorierten, als wäre das ihr Privatstrand. Der Hund sprang ins Wasser, um einen Ball zu holen. Während die Jungen ihm nachsahen, zog Reggie hastig ihr T-Shirt über den Kopf und ließ es ins Gras fallen.

So weit wie möglich von ihnen entfernt, trat sie ans Ufer, streifte ihre Turnschuhe ab und sprang kopfüber ins Wasser. Sie

tauchte wieder auf, schnappte nach Luft, vergewisserte sich, dass sie den Jungen egal war, und begann zu kraulen.

Sobald sie ein gutes Stück vom Strand entfernt war, drehte sie sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Als sie sich wieder zum Strand wandte, waren die beiden mit dem Hund verschwunden. Sie blickte das Ufer auf und ab.

Hier am See hatten fast alle großen Häuser ihre Privatstege, an denen die unterschiedlichsten Boote befestigt waren. Träge klatschte das blaue Wasser an die Rumpfe, als sie vorbeischwamm. Eine Frau mit Sonnenhut schnitt Blumen. Ein Mann fachte die Holzkohle im Grill an. Reggie kam sich vor wie eine Spionin, die unerlaubt im Leben fremder Leute herumschnüffelte, und fühlte sich herrlich dreist und mutig, während sie nahezu unsichtbar durch das erfrischend kühle Wasser glitt.

Geräusche wurden über den See getragen. In der Ferne war der Lärm von Motorbooten und Kindergelächter zu hören.

Sie war ziemlich weit geschwommen. Wie spät mochte es sein?

Mit kräftigen Zügen schwamm sie an der Uferlinie entlang zurück zum Strand. Tropfnass streifte sie die Sneakers über und lief zu ihrem T-Shirt. Sie schüttelte es kurz aus, falls Insekten sich darin verirrt hatten, dann zog sie es über den Kopf. Sie hatte keine Armbanduhr dabei, aber sie wusste, dass sie sich beeilen musste.

Das T-Shirt klebte an ihrem nassen Badeanzug, als sie über den engen Pfad zu ihrem Fahrrad zurückrannte. Sie trat eine Bierflasche zur Seite, richtete das Rad auf und schwang sich auf den Sattel.

Es war, als führe sie durch Teer. Keuchend vor Anstrengung schaffte sie nur wenige Meter, bis sie feststellte, dass sie einen Platten hatte.

Nun würde sie definitiv zu spät kommen. Wieso musste ihr das ausgerechnet jetzt passieren? Verzweiflung zog ihr die Kehle zu.

Das gläserne Zirpen der Grillen wehte über das Gestrüpp, als sie ihr Fahrrad mühsam aus dem dichten Grün auf den Asphalt schob. Ein Anwohner, der in seinen Van steigen wollte, drehte sich um und bemerkte sie.

»Hast du einen Platten?«, rief er ihr zu.

»Ja.« Sie trottete mit dem Fahrrad auf ihn zu. »Zu blöd aber auch.«

»Wohnst du in der Nähe? Soll ich dich mitnehmen?«

Sie blieb stehen und betrachtete ihn: ein rundlicher Kerl mit einem ungepflegten Bart, jünger als ihr Vater, aber kein Jugendlicher mehr. Sie hatte noch nie das Alter von Erwachsenen schätzen können.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte der Mann wieder. »Den Schlauch kann ich nicht flicken, aber ich kann dich mitnehmen. Macht mir nichts aus.«

»Ähm, nein danke. Lieber nicht.«

Er wirkte ganz nett, und in den zwölf Jahren ihres Lebens hatte sie noch niemanden getroffen, der gefährlich oder verrückt gewesen war, aber ihre Eltern hatten sie zu oft vor Fremden gewarnt. Also schob sie ihr Fahrrad weiter um die nächste Kurve und den Hügel hinauf. Es schien eine Tonne zu wiegen.

Die Erfrischung des Sees hatte längst ihre Wirkung verloren. Reggie war heiß, sie schwitzte, und sie stellte sich vor, wie ihre Eltern und ihre Schwester bereits fertig angezogen und ungeduldig neben dem Wagen auf sie warten würden.

Die Gewissheit, dass sie viel zu spät nach Hause kommen würde, bereitete ihr Magenschmerzen. Sie überlegte schon, was sie zu ihrer Verteidigung vorbringen konnte – *Ich bin*

immerhin fast dreizehn! –, aber sie hörte innerlich schon die Erwiderung: *In dem Alter solltest du es gerade besser wissen.* Hinter ihr fuhr ein Auto heran und drosselte das Tempo. Sie blickte zur Seite und sah den Kerl von eben in seinem Van. Er kurbelte das Fenster herunter und lehnte sich auf dem Ellbogen heraus.

»Ich muss jetzt los. Bist du sicher, dass ich dich nicht doch mitnehmen soll?«

Reggie war es peinlich, es ihm erklären zu müssen. »Ich würde Ärger kriegen«, antwortete sie kleinlaut. Als wäre sie ein Kind von höchstens neun Jahren und kein angehender Teenager.

»Auch wenn du einen Platten hast?«

Sie zuckte die Achseln und schob weiter.

»Okay, kapiert. Aber wohnst du nicht oben auf dem Berg? Wie wär's, wenn wir nur dein Fahrrad in den Van packen? Du läufst zu Fuß nach Hause, und ich bringe dir das Rad bis vor die Haustür. Alles ist gut, und niemand kann sich beschweren.«

Sie blieb stehen, um darüber nachzudenken. »Wie spät ist es?«

»Äh, kurz vor fünf.«

Sie schöpfte neuen Mut. Vielleicht konnte sie es doch noch schaffen, wenn sie sich beeilte. Es musste ja niemand erfahren.

»Tja, du wärst bequemer und schneller oben, wenn du das schwere Fahrrad nicht schieben müsstest, richtig?«

Sie lächelte ihn dankbar an. »Ja, ich denke, das kann ich machen.«

Er fuhr rechts heran und hielt an. Als er um den Wagen herumging, bemerkte sie, dass er einen Mullverband um seine rechte Hand trug. Mit der linken öffnete er die Türen der Ladefläche.

»Du müsstest mir nur helfen, es hochzuheben«, bat er sie lächelnd und zeigte dabei schiefe, gelbliche Zähne.

»Klar.«

Sie packte das Fahrrad mit beiden Händen, um es in den Van zu heben. Als er hinter sie trat, nahm sie seinen Geruch wahr. Er hob das Fahrrad hinten hoch, während sie das Vorderrad in den Van dirigierte. Es war nicht besonders schwer, aber als sie nachfassen wollte, schlug er sie mit solcher Wucht, dass der Himmel sich blutrot färbte.

Heute

1. Kapitel

Psychiatrische Klinik Olshaker
South Turvey, Washington

Die meisten Männer, die in der forensischen Abteilung von Washingtons größter Nervenklinik einsitzen, spielen beim Hofgang entweder Basketball oder Karten. Die Wahnhafte plaudern mit imaginären Gefährten. Andere erkunden ihre Geschlechtsteile.

Als Daryl Wayne Flint auf den Hof hinaustritt, hört er einen der älteren Wachleute zu einem Neuling sagen: »Siehst du den langhaarigen Kerl da mit dem zottigen Bart? Der aussieht wie Charles Manson? Schau mal zu, was er macht.«

Flint ignoriert die Bemerkung und stolziert durch das feuchte Gras auf den asphaltierten Basketballplatz zu. Genau in der Mitte des Spielfelds bleibt er stehen, breitet die Arme aus und beginnt, sich langsam um die eigene Achse zu drehen.

Die vertraute Szenerie zieht an ihm vorbei: der Parkplatz, die Fenster der Cafeteria, die nackte Mauer, das Eckbüro der Anstaltsleitung mit dem vergitterten Fenster, der Rasen, der sich bis zum Zaun erstreckt, der Wald dahinter und – nanu? – ein Aufblitzen zwischen den Bäumen.

Gerne würde er anhalten, um es sich genauer anzusehen, aber er muss sich weiterdrehen.

Ein riesiger Insasse namens Galt dribbelt den Ball auf ihn zu.
»Beil dich, Mann!«

Doch Flint vollführt sein Ritual. Wieder die Fenster der Cafeteria, die nackte Mauer, das Büro der Leitung, Rasen und ... und ja, jetzt sieht er es deutlich: Ein Auto kommt die Straße heruntergefahren, die Sonne spiegelt sich auf der Windschutzscheibe.

»Beweg endlich deinen Arsch, Mann!« Galt umkreist Flint, prellt den Ball fest auf den Boden und stößt grunzend Obszönitäten aus. Auch ein paar andere Männer, die am Rand des Spielfelds stehen, fordern nun ungeduldig den Spielbeginn ein.

Galt dribbelt in immer engeren Kreisen und kommt Flint so nah, dass dessen Fingerspitzen sein T-Shirt streifen. Die anderen johlen und pfeifen, aber Flint dreht sich in aller Seelenruhe weiter.

Wieder erhascht er einen Blick auf den Wagen. Er ist weiß und fährt nun aus dem Wald heraus. Als Flint die dritte Runde beendet hat, senkt er seine Arme.

Der Ball knallt auf den Asphalt, und während Flint vom Platz schlendert, beginnt das Spiel hinter ihm. Sobald er den Rasen erreicht, wendet er sich nach links. Wie immer entgegen dem Uhrzeigersinn.

Der Wagen nähert sich dem Tor, verschwindet dann jedoch aus seinem Sichtfeld. Stehen bleiben und ihm nachblicken kann er nicht, stattdessen geht er weiter um den Hof herum und starrt stur geradeaus. Als er endlich die Richtung wechselt und einen ungehinderten Blick auf den Wagen erhascht, beschleunigt sich sein Puls. Er braucht kaum die Augen zu bewegen, um verfolgen zu können, wie das Auto auf den Parkplatz biegt.

Er überlegt. Ein unbekanntes Auto, das zu dieser besonderen Stunde an diesem besonderen Tag eintrifft ... Es muss sich um den neuen Friseur handeln.

Das könnte der ideale Tag für einen Haarschnitt sein.

Er verknüpft sich ein Lächeln, während er dem Wagen mit dem Blick folgt. Der Fahrer ist weiß, männlich und trägt etwas auf dem Kopf.

Eine Baskenmütze? Der Bursche scheint sich für einen Künstler zu halten.

Es reizt Flint, den Kopf zu drehen und sich den Fahrer, der eine Parklücke sucht, genauer anzusehen, doch Flint ist bereits an der nächsten Ecke angelangt: Er muss nach Süden abbiegen. Mit gleichmäßigen Schritten geht er an der Cafeteria vorbei, an der nackten Mauer, an dem vergitterten Fenster des Büros. Die ganze Zeit über spitzt er die Ohren, ob er etwas von dem Neuankömmling hören kann. Eine Autotür, die zu- geworfen wird, vielleicht ein Handygespräch, während der Fahrer den Parkplatz überquert ...

Doch er hört nur die Rufe der Basketballspieler, den Ball, der auf den Asphalt und gegen die Korbwand prallt, den rappenden Korb.

Flint schluckt seine Enttäuschung herunter.

An der nächsten Ecke wendet er sich nach Osten und geht auf den Wachturm zu, der den drei Meter hohen Zaun und den dichten Wald dahinter überragt. Heute interessieren ihn weder die Farben der Blätter noch die sich zusammenziehenden Wolken. Stattdessen wägt er das Risiko gegen die Chance ab.

Und fragt sich, wie sehr er seiner Mutter trauen darf.

Hat sie alles Nötige erledigt? Schwer zu sagen.

Die Besuchszeiten werden hier in der Abteilung für mittlere Sicherheit nicht so lax gehandhabt, dass die Insassen frei reden könnten – wie irr sie im Kopf auch sein mögen. Irgendjemand hört immer zu. Daher mussten er und seine Mutter die meisten Gespräche kodiert führen.

»Ich habe in letzter Zeit viel an deinen lieben verstorbenen Vater gedacht«, hatte seine Mutter bei ihrem letzten Besuch gesagt.

Er hätte sich fast verschluckt.

»Und an den Tag unserer Hochzeit«, fuhr sie fort und sah ihn mit großen Augen an. »Du erinnerst dich doch an das Datum, oder?«

Er rutschte unruhig auf seinem Platz herum. Worauf wollte sie hinaus?

»Weißt du nicht mehr? Es war im April.«

»Ähm, nein ...«

»Pscht, natürlich. Der fünfte April 1968. Wiederhol es.«

Perplex gehorchte er. »Fünfter April 1968.«

»Ganz genau. Vierter Monat, fünfter Tag. Vierter Monat, fünfter Tag.«

Und endlich begriff er, dass sie ihm etwas mitteilen wollte.

»Heiß hier«, bemerkte sie plötzlich. »Ich wünschte, man könnte ein Fenster aufmachen. Ein bisschen frische Luft reinlassen.«

Er nickte, um ihr zu bedeuten, dass er ihr folgen konnte.

»Ach, es war so ein prächtiger Tag. Früh im Herbst, wie jetzt.« Seine Mutter deutete auf das vergitterte Fenster.

Er zog irritiert die Brauen zusammen. Hatte sie nicht gerade von April gesprochen?

Aber sie fuhr schon fort. »Diese hübsche kleine Kirche! Der ideale Ort für eine Hochzeit im April. Und so nah an unserem ersten Haus.« Sie sah ihm direkt in die Augen und fügte mit Nachdruck hinzu: »Wir holten ein paar Sachen aus dem Lager und zogen direkt ein.«

Ihm dämmerte, was sie ihm damit sagen wollte. »Haus und Kirche waren also nicht so weit voneinander entfernt.«

»So könnte man es ausdrücken.« Sie blickte in Richtung Norden. »Weniger als drei Meilen.«

Ein Lächeln erschien auf seinen Lippen.

»Na, wie auch immer. Jedenfalls waren dein Vater und ich gerade erst zusammen. Doch wir hatten genug Geld für das Wesentliche: Essen, Wasser, ein bisschen Benzin für unser Motorrad.« Sie zog eine aufgemalte Augenbraue hoch, während sie auf seine Reaktion wartete.

Er setzte sich aufrecht hin. »Nicht viel, aber genug für einen Anfang.«

»Oh, ja. Genug.« Sie warf dem Wachmann einen Seitenblick zu.

Flint strich sich über seinen langen Bart. »Erzähl mir doch noch mal, was ihr anhattet.« Er sah ebenfalls zum Wachmann und fügte laut hinzu: »Ich meine, zu eurer Hochzeit, Momma. Du weißt doch, ich liebe diese Geschichte.«

»Ich habe natürlich Weiß getragen«, antwortete sie mit einer wegwerfenden Geste. »Aber dein Vater trug Schwarz.«

»Nur Schwarz?«

»Von oben bis unten.« Sie kniff die Augen zusammen. »Von der Kappe bis zu den Schuhen.« Sie wartete, bis der Wachmann sich abwandte, dann fügte sie hinzu: »Du weißt, dass er ungefähr deine Größe hatte, als er starb.«

Flint spult das Gespräch in seiner Erinnerung ab, als er die nächste Ecke erreicht und sich erneut dem Parkplatz zuwendet. Er sucht den weißen Wagen, prägt sich seinen Standort ein und mustert ihn, während er weitergeht. Ein Honda, kompakt, unscheinbar. Nummernschilder aus Washington.

Die Sonne verschwindet hinter den Wolken, und ein kalter Wind weht Flint eine Haarsträhne ins Gesicht, als er seinen Marsch fortsetzt. Niemand achtet auf ihn. Er ist ein zwangsgestörter Patient mit posttraumatischer Hirnleistungsschwäche, der nie Probleme bereitet.

»Die Funktionsstörung des Frontalhirns, die Neigung zur Zwanghaftigkeit und das antisoziale Verhalten des Angeklagten verbieten eine Inhaftierung in einer staatlichen Justizvollzugsanstalt«, hatte sein Psychiater gesagt.

Klar, sollen sie das ruhig glauben.

Sollen sie es ruhig glauben.

Sollen sie es ruhig glauben.

Denn jede bekloppte Handlung, die er begeht, hat einen Sinn. Und jeder Tag bringt ihn näher an seinen Plan B heran, sich sein Lieblingsmädchen zurückzuholen.

Zum Beispiel die tägliche Hofgangroutine. Die drei Drehungen in der Mitte des Spielfelds erlauben es ihm, innerhalb weniger Minuten nach Verlassen des Gebäudes die gesamte Umgebung abzusuchen. Bei den drei Runden um das Spielfeld herum kann er bequem alle Insassen und das Personal beobachten. Und das dreimalige Ablaufen des Zaunes? Nun, es lohnt sich, täglich nach Schwächen im Konstrukt zu suchen. Er macht alle diese Handlungen ganz unverfänglich, alles passt zu seiner geistigen Verfassung. Und kein Arzt, nicht einmal der brillante Dr. Terrance Moody, hat bisher eine Möglichkeit gefunden, ihn zu heilen.

Beim Hofgang sammelt er Informationen über das Kommen und Gehen von Besuchern und Personal. Er weiß zum Beispiel, dass der Wagen des ehemaligen Anstaltsfriseurs die Farbe von Dijon-Senf hat, nicht das langweilige Mayonnaise-Weiß dieses neuen Autos. Wanda-Wachfrau fährt einen BMW, den sie auf dem Platz mit dem Schild »Leitung Psychiatrie« abstellt, direkt neben dem Cadillac des Kochs. Das Auto des Kochs ist schwarz wie sein Haar, das Auto der Leiterin so rot wie der Schal, den sie wie eine klaffende Wunde um den Hals trägt.

Das tägliche Sportprogramm hat die Pfunde, die er sich nach dem College angefuttert hatte, förmlich wegschmelzen las-

sen. Er ist noch nie so fit gewesen wie jetzt. Und manchmal findet er nützliche Gegenstände. Erst gestern hat er eine Plastiktüte entdeckt, die sich im Zaun verfangen hatte. Schnell hat er sie aufgeklaut und in seine Unterhose gestopft. Gestern Abend hat er sie hervorgezogen und inspiziert. Sie ist wunderschön. Er trägt sie auch jetzt heimlich bei sich.

Flint geht in Richtung Westen direkt auf die Cafeteria zu. Sonnige Tage verursachen manchmal Spiegelungen auf der Scheibe, aber meistens ist es bewölkt wie heute. Die Personen drinnen sind beleuchtet wie Schauspieler auf einer Bühne.

Sie laufen mit ihren Essenstabletts vorbei, und er stellt sich vor, wie er ein Kameraobjektiv auf die Menschen in der Cafeteria richtet, und entdeckt ein neues Gesicht: ein unteretzter Kerl mit einer Baskenmütze. Er lächelt. Der neue Friseur holt sich einen Kaffee.

Dreimal streicht sich Daryl Wayne Flint über seinen struppigen Bart, als ihm wieder einfällt, wann er das letzte Mal einen Friseur an sich herangelassen hat. Es war der Tag vor seinem Prozess gewesen.

2. Kapitel

San Francisco, Kalifornien

Sechs Radfahrer strampeln die Rampe hinauf, biegen oben ab und rollen in einer Reihe auf die Golden Gate Bridge, deren berühmte orangefarbene Pylonen in den saphirblauen Himmel ragen. In voller Postkartenpracht liegt das Bauwerk vor ihnen, und die Radfahrer jubeln und johlen, als sie auf die breite Promenade fahren, die über die gesamte Brücke führt. Einer nach dem anderen schlängelt sich durch den Touristenstrom, fährt zum Geländer und steigt ab, um die Aussicht zu bewundern. Jachten und Segelboote, Tanker und Schlepper ziehen durch das jadegrüne Wasser, während zur Rechten San Franciscos unverwechselbare Skyline die Szenerie krönt.

Der vorderste Radfahrer – eine Frau – nimmt den Helm ab. Der frische Herbstwind zerzaust ihr feuerrotes Haar. Sie sieht sich um und späht dann über das Geländer, in das dunkle Wasser, das so schnell und tief unter ihnen entlangströmt, dass einem davon schwindelig wird.

In diesem Moment tritt eine stämmige blonde Frau mit einem fröhlichen Lächeln neben sie und berührt ihren Arm. »Oh, Reeve, dank dir für diese tolle Tour. Das ist bisher wirklich die schönste Strecke, die wir gefahren sind.«

»Wunderschön, nicht wahr?« Reeve grinst erfreut. Es ist das erste Mal, dass sie ihre monatliche Fahrradtour geplant hat, und sie ist stolz, dass es gleich so ein Erfolg ist. Die anderen gesellen sich zu ihnen, während Reeve auf Berkeley, Angel Island und dann Alcatraz zeigt, das ungeachtet seiner finsternen Vergangenheit wie eine Perle schimmert.

»Ist das nicht verrückt? Ich bin jetzt schon über drei Jahre in

San Francisco«, sagt die Blonde und deutet auf das prächtige Panorama. »Aber heute stehe ich zum ersten Mal auf der Golden Gate Bridge?«

Reeve versetzt ihrer Freundin einen Stups. »Tja, du bist nicht mehr in Kansas, Lana.«

Lanas Freund schiebt sich zwischen sie. David ist drahtig wie ein Windhund und der Einzige aus ihrer kleinen Truppe, der Radfahren als ernsthaften Sport betreibt. »Meine Güte, was für eine Aussicht. Spektakulär!«

»Lasst uns ein Foto machen«, ruft jemand, und alle drängen sich zusammen, halten die Handys hoch und machen Selfies. Dann bietet sich ein Passant als Fotograf an, und die sechs werfen sich grinsend in Positur. Anschließend schieben sie ihre Fahrräder weiter.

Zufällig bekommt Reeve mit, wie ein Baby in einem Buggy seinen Schuh verliert. Sie hebt ihn rasch auf und reicht ihn der zerstreuten Mutter, die dankbar lächelnd etwas in einer fremden Sprache sagt. Reeve erwidert das Lächeln, dann eilt sie ihrer Gruppe durch Jogger, Pärchen und Familien hinterher.

Während sie die Sonne auf ihrem Gesicht spürt und die frische Luft einatmet, genießt sie, dass es ihr inzwischen so gut geht. Ein solcher Tag kann heilsamer sein als viele Jahre Therapie.

Am anderen Ende der Brücke steigen sie wieder auf ihre Räder und folgen Reeve durch den dichten Fußgängerverkehr. Sie führt sie weg von der Brücke, den Touristenbussen und dem Highway auf eine zweispurige Straße, die sich abwärts-schlängelt. Mit jeder Kurve sehen sie weniger von der glitzernden Bucht, bis sie durch üppiges Grün nach Sausalito hinabfahren. Teure Häuser mit spektakulären Aussichten sind in den Hang zu ihrer Linken gebaut, während sich zu ihrer Rechten das Ufer erstreckt. Dazwischen locken schicke Geschäfte, Restaurants und Kunstgalerien.

Als die Straße flacher wird, stellt sich Reeve in die Pedale. Wie erstaunlich und wundervoll das Leben doch ist und wie unglaublich, dass sie zu dieser Gruppe gehören darf. Wie grundlegend sich ihr Dasein doch verändert hat!

Alles hatte im vergangenen Frühling angefangen. Reeve hatte sich gerade dazu durchgerungen, wieder aufs College zu gehen, als das Haus verkauft wurde, in dem sie zur Miete wohnte, und die neue Verwaltung eine Mieterhöhung ankündigte, die sich gewaschen hatte. Am nächsten Tag lernte sie bei einer Strandsäuberungsaktion Lana kennen. Während sie Müll aufsammelten, plauderten sie miteinander, und es stellte sich heraus, dass in Lanas WG dringend eine weitere Mitbewohnerin gesucht wurde. Eine glückliche Fügung! Bald darauf packte Reeve ihre Umzugskartons in einem lärmigen Haus nicht weit von der Universität von Berkeley aus.

Nicht lange danach lud man sie ein, dem Radfahrclub beizutreten, und nun besitzt sie zum ersten Mal seit jenem verhängnisvollen Sommer, als sie noch ein ganz normales zwölfjähriges Mädchen war, wieder ein eigenes Fahrrad. Sie braucht keinen Therapeuten, um zu verstehen, dass dies ein Meilenstein in ihrem Heilungsprozess ist.

Endlich, mit dreiundzwanzig, hat Reeve das Gefühl, dass ihr Leben als Erwachsene zu blühen und zu reifen beginnt. Jeder Tag fällt ihr in die Hände wie eine saftige, pralle Frucht.

Die Gruppe radelt durch die Stadt zum Fähranleger. Sie schließen die Räder ab, kaufen Fahrkarten für die Fähre, die sie wieder zurückbringen wird, und schlendern die malerische Uferpromenade entlang, wo sie sich Leckereien kaufen und Smoothies trinken.

Pünktlich taucht in der Ferne die Fähre auf. Während sie, weiße Gischt im Kielwasser, stetig näher kommt, holen sie ihre Räder und stellen sich an, um an Bord zu gehen.

Megan, die Größte in der Gruppe, schiebt ihr Rad neben Reeves, um sich nach der Heimroute zu erkundigen. »Das Fährgebäude liegt gleich neben der BART-Station, richtig?«

»Genau. Wir nehmen den Zug zurück nach Berkeley«, erwidert Reeve. Die Fähre drosselt das Tempo, kehrt den Schub um und legt behutsam an. »Für euch Hardcore-Fahrer war das wahrscheinlich etwas kurz, tut mir leid.«

»Ach was«, wirft Lana ein. »Ich kann normalerweise auch nicht mithalten. David will morgen sechzig Meilen fahren – verrückt, oder?«

»Kommt die Fähre an Alcatraz vorbei?«, fragt Megan.

Reeve nickt, sagt aber nichts weiter. Schweigend sieht sie zu, wie die Deckarbeiter ausschwärmen, um die Fähre mit Seilen so dick wie Unterarme am Anleger zu sichern.

»Alcatraz muss cool sein«, fährt Megan fort. »Gibt es nicht Führungen durch das alte Gefängnis? Ich würde ja zu gerne mal die Zellen und das alles sehen.«

»Reeve, du wohnst doch am längsten von uns allen hier«, sagt David. »Was hältst du von Alcatraz? Ist es einen Ausflug wert?«

»Für euch vielleicht.« Sie lächelt angespannt. »Aber ich habe null Interesse an Gefängnissen.«

Lana, die als einzige Reeves ursprünglichen Namen kennt und von ihrer tragischen Vergangenheit weiß, wechselt rasch das Thema. »Jedenfalls war diese Strecke eine großartige Idee«, sagt sie und hakt sich bei Reeve ein. »Und ich liebe das Ferry Building. Lasst uns gleich noch reingehen und Sauer-teigbrot kaufen, bevor wir nach Hause fahren.«

Reeve empfindet erneut Dankbarkeit gegenüber Lana, für ihr neues Leben in Berkeley und für jede einzelne Minute, die mehr Abstand zwischen die wunderbare Gegenwart und die grausamen Jahre bringt, die sie im Keller ihres Entführers eingesperrt war.

3. Kapitel

Psychiatrische Klinik Olshaker

Daryl Wayne Flint schlendert den Flur zu den Waschräumen entlang, um zu überprüfen, wie viele Insassen noch auf einen Termin beim Friseur warten. Die Schlange ist auf zwei Mann zusammengeschrumpft, aber keiner von beiden sieht aus, als bräuchte er einen Haarschnitt. Für sie ist es wahrscheinlich nur Zeitvertreib, eine Abwechslung vom Klinikalltag.

Nach all den Jahren kann er das nur allzu gut verstehen.

Kurz darauf kehrt Flint zurück und stellt sich hinter den Letzten, der noch verblieben ist, einen Burschen mit blonden Locken. Dann geht die Tür auf, und ein riesiger Kerl mit rasiertem Kopf kommt heraus.

»Wie lief's?«, fragt der Blonde.

»Schnell«, erwidert der Kahlkopf.

Beide blicken Flint für eine halbe Sekunde in die Augen, grinsen und wenden sich ab.

Der Blonde verschwindet hinter der Tür, der Glatzkopf geht davon, und Flint lehnt sich unzufrieden gegen die Wand. Er hätte es vorgezogen, unbemerkt zu bleiben, aber seine zottige Mähne und sein dichter langer Bart fallen natürlich auf.

Er wartet, tritt von einem Fuß auf den anderen, beginnt auf und ab zu gehen. Als ein Wachmann vorbeikommt, tut Flint so, als käme er gerade nur zufällig auf dem Rückweg vom Waschraum vorbei. Er kommt zu dem Schluss, dass das vermutlich von vornherein weniger Misstrauen weckt, also schlendert er zielgerichtet die gesamte Länge des Korridors entlang, macht dann kehrt und geht in die andere Richtung. Aus Gewohnheit tut er das dreimal.

Noch immer öffnet sich die Tür nicht.

Flint zieht eine weitere Dreierwanderung in Betracht, bleibt aber dann doch neben der Tür stehen; eine mögliche Unterbrechung der Abfolge behagt ihm gar nicht. Ungeduldig tappt er mit dem Fuß im Dreierrhythmus auf. Endlich öffnet sich die Tür, und der Blonde tritt heraus. Seine Locken sind zu einer Tolle gestutzt.

»Du bist dran«, sagt er und deutet mit dem Daumen auf die Tür hinter sich.

Flint schlüpft hinein. Der Friseur, der noch immer seine Basenmütze trägt, kippt gerade ein Kehrblech voller Haare in den Abfall.

»Sind Sie mein letzter ...« Der Mann wirft einen Blick über die Schulter, hält inne und richtet sich überrascht auf. »Oh.« Flint befragt seine langen Strähnen. »Ich bin wohl etwas überfällig.«

Mit einem hörbaren Seufzen stellt der Friseur das Kehrblech auf den Boden. »Na gut. Dann setzen Sie sich mal.«

Flint lässt sich auf dem orangefarbenen Plastikstuhl nieder und blickt sich um. Er war noch nie in diesem Raum, der nichts weiter als ein Büro mit angrenzender Toilette zu sein scheint. An der gegenüberliegenden Wand ist ein Spiegel angebracht. Die bereits benutzten Handtücher türmen sich in einer Ecke. Das Werkzeug des Friseurs liegt sorgfältig aufgereiht auf einem kleinen Tisch neben einem Stapel sauberer Handtücher, deren Farbe ihn an zu kurz gebackene Pfannkuchen erinnert.

Der Friseur legt seinem letzten Kunden einen Umhang um und umkreist ihn, während er hier und da an einer Strähne zupft und nachdenkliche Summtöne von sich gibt. Derweil betrachtet Flint den Mann im Spiegel. Er ist Mitte dreißig, hat kurzes braunes Haar und einen sauber gestutzten Kinnbart. Ein bisschen zu jung und zu pummelig, aber die Größe

stimmt und die Statur auch. »Also«, sagt der Friseur. »Was haben Sie sich denn gedacht?«

»Ich weiß nicht so recht.« Flint begegnet seinem Blick im Spiegel. »Kurz wäre wahrscheinlich gut.«

»Wie kurz?«

»Ganz kurz.« Flint legt den Kopf schief und grinst. »So wie Ihr Haar.«

Als später der Boden mit Haaren bedeckt ist, starrt Flint sein Spiegelbild beinahe ehrfürchtig an. »Verdammt. Ich seh' ja richtig gut aus!«

»Sie sehen jetzt sehr viel besser aus, aber ...« Der Friseur stemmt eine Hand in die Hüfte. »Aber mit diesem furchtbaren Bart?«

Flint zieht eine Hand unter dem Umhang hervor und streicht sich über den Bart, bevor er ihn mit der Faust umschließt.

»Den habe ich schon sehr, sehr lange.«

Der Friseur verdreht die Augen. »Offensichtlich.«

»Sie meinen, es sei an der Zeit, ihn loszuwerden?«

»Höchste Zeit, Kumpel. Allerhöchste Zeit.«

»Okay ... ähm, wie, sagten Sie, heißen Sie?«

»Ricky.«

»Okay, Ricky. Wenn ich mich entscheide, den Bart ein bisschen zu stutzen ... Was würden Sie vorschlagen?«

Der Friseur schnaubt. »Ein bisschen stutzen? Machen Sie Witze? Ich würde mindestens fünfzehn Zentimeter abschneiden, und das wäre nur der Anfang.«

»Oh, Mann ...«, stöhnt Flint gespielt widerwillig. Diese kleine Show macht ihm Spaß. »Tja ... na gut. Wahrscheinlich muss er wirklich ab. Wollen Sie die Schere da benutzen?«

Der Mann verzieht das Gesicht. »Wie wär's mit 'ner Kettensäge?«

Flint denkt über die Schere nach, verwirft den Gedanken aber. Zu viel Blut. Er seufzt theatralisch. »Seien Sie bloß vorsichtig, ja?«

»Sehr schön.« Der Friseur lächelt. »Sie werden es nicht bereuen. Wie kurz soll ich ihn schneiden?«

»Ich weiß nicht. Was denken Sie?«

»Je kürzer, desto besser.« Der Mann stellt sich hinter ihn und fasst mit beiden Händen prüfend in den Bart. »Schauen Sie doch, wie zerzaust er ist.«

»Okay, okay, okay«, erwidert Flint und grinst in den Spiegel.

»Wie wär's mit einem Kinnbart? So wie Ihrer?«

Der Friseur brummt zustimmend und macht sich an die Arbeit. »Wenn ich fertig bin, erkennt Ihre eigene Mutter Sie nicht mehr.« Er lächelt Flints Spiegelbild zu. »Und das soll ein Kompliment sein.«

»Ja, schon verstanden. Und meine kleine Grille wird auch beeindruckt sein.« Flint reibt sich unter dem Umhang mit dem Handballen über den Schritt.

»Ihre Freundin?«

»Meine Liebste.« Flint überlegt, ob er es erklären soll, aber wozu? Diejenigen, die sich an seinen Fall erinnern, sagen immer irgendeinen Scheiß über Pädophile. Also schließt er die Augen, stellt sich die kunstvollen Ornamente auf ihrem Rücken vor und atmet tief ein, als könnte er ihren Duft wahrnehmen.

»Tja, Ihre Freundin wird definitiv entzückt sein«, sagt der Friseur. »Warum in aller Welt haben Sie sich den Bart denn nicht schon früher schneiden lassen? Konnten Sie meinen Vorgänger nicht leiden?«

»Ich kannte ihn gar nicht.«

»Aber er ist doch ziemlich lange hier gewesen, oder? Soviel ich weiß, kam er einmal im Monat.«

»Bei solchen Entscheidungen ist das Timing entscheidend«, erklärt Flint und betrachtet den Handtuchberg in der Ecke. Der Friseur runzelt die Stirn über seine kryptische Antwort, sagt aber nichts, als fiele ihm unvermittelt wieder ein, dass er sich schließlich in einer Nervenklinik befindet. Er konzentriert sich auf seine Arbeit. Lautlos fallen dicke Haarflocken zu Boden.

Flint sieht fasziniert zu, wie der Elektroschneider Bahn für Bahn vom Hals, von den Wangen, den Schläfen rasiert. Weiße Hautpartien treten hervor, fremd und doch vertraut, wie ein Nachbarsjunge aus seiner Jugend. Als der Bart gestutzt ist, wirken seine Lippen nackt und rosa wie Warzenvorhöfe.

»Heute ist Ihr erster Tag hier, nicht wahr? Wie gefällt Ihnen der neue Job?«, fragt Flint.

»Nicht schlecht. Die Anfahrt ist ein bisschen lang, aber die Bezahlung stimmt. Keine Beschwerden bisher.« Der Mann tritt vor ihn, nimmt ein feuchtes Handtuch und tupft Flints Stirn, Wangen, Hals und Nacken ab. Dann umfasst er sein Kinn und dreht den Kopf hierhin und dorthin, um sein Werk zu begutachten. Schließlich tritt er zurück. »Na, wie gefällt es Ihnen?« Flint grinst. Sein gestutzter Bart scheint seinen Mund einzuklammern wie ein Bonmot. »Besser als je zuvor.«

»Das seh ich genauso«, erwidert der Friseur zufrieden.

Flint ist aufgefallen, dass die Jacke des Mannes am Türknauf zum Bad hängt. Die Autoschlüssel stecken vermutlich in der rechten Tasche. Unter dem Umhang tastet seine Hand nach der Plastiktüte, die in seiner Unterhose steckt. Er zieht sie hervor und ballt sie in seiner Faust zusammen, als der Friseur die Schleife um seinen Hals löst und ihm den Umhang abnimmt.

»Mann, hab ich einen Hunger!«, sagt der Mann und schüttelt die restlichen Haare auf den Boden. »Gut, dass Sie der Letzte für heute waren.«

Flint erhebt sich und tritt dicht an den Friseur heran. Er deutet mit dem Kopf zu Boden. »Aber Sie haben noch einiges aufzufegen, fürchte ich.«

Der Friseur schaut zu Boden, und bevor er noch Luft holen kann, um zu antworten, rammt ihm Flint mit aller Kraft die Faust in den Magen.

Der Friseur kippt mit einem Schrei vornüber, als Flint ihm auch schon blitzschnell die Tüte über den Kopf zieht. Verwirrt versucht der Mann sich wieder aufzurichten, aber Flint schlingt ihm einen Arm um den Hals und stößt ihn zu Boden. Der Mann wehrt sich, ringt gurgelnd und würgend um Luft. Das Plastik klebt ihm am Gesicht, als er sich aufbäumt, um sich schlägt, Gegenstände umstößt. Er wirft sich nach links und rechts, aber Flint drückt ihn mit seinem Gewicht auf den Boden und zieht die Tüte immer enger um seinen Hals, bis die Bewegungen des Mannes schwächer werden, nachlassen und schließlich ganz aufhören.

Flint wartet und zählt im Geist bis hundert, um sich zu vergewissern, dass der Mann auch wirklich tot ist, erst dann lockert er seinen Griff und erhebt sich. Schwer atmend schaut er sich um. Nirgendwo ein Tröpfchen Blut.

Er beginnt, den Mann auszuziehen. Das Hemd ist schnell abgestreift, aber als er dem Mann die Hose herunterzieht und die frisch eingenässte Unterhose bemerkt, schneidet er eine Grimasse. Er hebt die Khakis hoch, schnuppert daran und zuckt die Achseln.

Die Kleider des Friseurs sind ihm etwas zu weit, daher legt Flint sich zwei gefaltete Handtücher um den Bauch und zieht dann den Gürtel zu. Die Lederschuhe drücken an den Zehen, aber er zwängt sich trotzdem hinein. Eilig zerzt er die Leiche in das kleine Bad und verbirgt sie unter den benutzten Handtüchern.

Er schnappt sich die Jacke vom Türknauf und setzt die Basenmütze auf. »Da schau her. Was sehen wir flott aus«, sagt er im manierten Tonfall des Toten zu seinem Spiegelbild.

Als er sieht, dass sein Hals weiß wie der einer gerupften Gans ist, knöpft er das Hemd bis oben hin zu und drückt das Kinn auf die Brust. Besser. Dann zieht er die Brieftasche aus der hinteren Hosentasche und betrachtet den Ausweis des Mannes. Richard Baker. Baker, der Barbier. Er grinst.

Schnell räumt er die Ausrüstung zusammen und verstaut sie in einem zweistufigen Koffer, der aussieht wie ein Angelkasten auf Rädern. Er holt tief Luft, lockert seine Schultern und tritt mit dem Rollkoffer in den Flur. Ein grauhaariger Wachmann, der von allen nur Snake genannt wird, kommt ihm entgegen. Flint kennt ihn nur allzu gut. Er bläst seine Wangen auf, um runder auszusehen.

»Es ist nach fünf, Jungchen. Ich soll Sie zum Tor bringen«, sagt Snake. »Sind Sie fertig?«

Flint schließt die Tür hinter sich. »Und ob ich fertig bin«, antwortet er mit hoher Stimme. »Was für ein Tag.«

Der Wachmann bleibt ein paar Schritte von ihm entfernt stehen und sieht ihn prüfend an. »Sie sehen auch ziemlich erledigt aus.«

Flint richtet die Mütze, um mit dem erhobenen Arm sein Gesicht zu verdecken, und packt den Koffergriff fester.

»Na dann, gehen wir«, sagt Snake, wendet sich um und marschiert den Flur zurück.

Flint stößt die Luft aus und folgt ihm in den viel zu engen Lederschuh. Bei jedem Schritt konzentriert er sich darauf, sich nichts anmerken zu lassen.

4. Kapitel

Flint hält an jeder Kreuzung an, schaut angestrengt nach links und rechts und hofft auf den entscheidenden Hinweis. Jeden Augenblick kann die Leiche des Friseurs entdeckt werden. Was dann? Alarm? Hunde? Der Honda wird sofort zur Fahndung ausgeschrieben werden, das ist klar, aber es ist zu riskant, ihn einfach stehenzulassen. Noch nicht.

»Etwa drei Meilen entfernt«, brummelt er vor sich hin. »Der fünfte April 1968. Was zum Teufel soll das heißen?«

Er starrt in die regenverschmierte Dämmerung auf der Suche nach Straßennamen. Durchnummerierte Straßen wären gut. Stattdessen befindet er sich in einem Viertel, dessen Straßen nach Frauennamen benannt sind: Dana Lane, Cassidy Lane, Barbara Lane ... *April!* Er steigt mitten auf der Kreuzung auf die Bremse, schlägt das Steuer ein und biegt ab. Wild suchend geht sein Blick nach links und rechts, während er die Straße entlangrast.

Nichts außer Bruchbuden und leeren Ladenlokalen, dann ist die Straße zu Ende. Er wendet scharf, kehrt zurück zur Kreuzung, fährt in die andere Richtung und wäre fast an dem Mietlager in der April Street Ecke Church Street vorbeigerast. Church Street Storage. Kirche und April. Das muss es sein!

Er tritt auf die Bremse, rammt den Rückwärtsgang rein, lenkt scharf nach links und rollt zum Tor. Über der Tastatur befindet sich ein Schild: »Bitte Sicherheitscode eingeben«.

Er studiert die Anweisungen, dann sieht er sich vorsichtig um. Als er niemanden entdeckt, wendet er sich wieder dem Tastenfeld zu. Er überlegt, ob er die Vier für April, dann die Fünf und 1968 eingeben soll, kommt aber zu dem Schluss, dass ein Standardcode wahrscheinlich vier Zahlen haben

wird. Er versucht es mit eins, neun, sechs, acht. Nichts geschieht.

In der Ferne erklingt ein Alarm – ein seltsames, kehliges Brummen.

Er flucht und hämmert null, vier, null, fünf in die Tasten. Wieder nichts. Frustriert stöhnt er auf und versucht sich zu erinnern, was genau seine Mutter gesagt hat.

Er hört ihr Lachen. »Vierter Monat, fünfter Tag. Vierter Monat, fünfter Tag.«

Er drückt vier, fünf, vier, fünf.

Langsam rollt das Tor zur Seite, als die Sirene eines Streifenwagens in der Nähe aufheult, dann jedoch abdreht und sich in Richtung Klinik entfernt.

Flint fährt durchs Tor und muss feststellen, dass sich hier Dutzende von Lagerräumen befinden und er keine Ahnung hat, wohin er sich wenden soll. Das Tor gleitet hinter ihm zu. Plötzlich überkommt ihn das Gefühl, wieder eingesperrt zu sein, aber er schüttelt sein Unbehagen ab und fährt weiter.

Die Anlage besteht aus mehreren Gebäuden; zu seiner Linken erstreckt sich das längste, von dem mehrere andere rechtwinklig abgehen. Wohin muss er? Er rollt langsam weiter, während er sich all den Quatsch in Erinnerung ruft, den seine Mutter bei den letzten Besuchen von sich gegeben hat.

Monatelang hatte sie über diese Hochzeit geredet und sie bei jedem Besuch ausführlicher beschrieben.

Er bemerkt, dass die Gebäude nummeriert sind: eins, zwei, drei ... *ja! Drei!* Er erinnert sich wieder. »Ich bestand auf eine Hochzeit am Nachmittag«, hatte sie betont. »Nicht am Morgen, nicht am Abend, es musste drei Uhr fünfzehn sein. Ideale Zeit, findest du nicht?«

Er hatte gedacht, sie wollte ihn auf den Arm nehmen, aber nun biegt er hinter dem dritten Gebäude ab und fährt die ein-

zelenen Tore ab: zehn, elf, zwölf ... Vor Nummer fünfzehn hält er an und steigt aus.

Eine weitere Sirene erklingt in der Ferne, während er so dicht ans Tor tritt, dass er in den Lack gekratzte Buchstaben erkennen kann. D.W. Das muss es sein.

Ein schwarzes Zahlenschloss hängt daran. Er denkt wieder an den fünften April 1968 und versucht verschiedene Kombinationen, bevor er das Rad rechtsherum zur Neunzehn, links zur Sechs und wieder rechts zur Acht dreht. Das Schloss plumpst in seine offene Hand.

Er lacht auf, hört jedoch plötzlich einen Motor auf sich zukommen. Er blickt über die Schulter, sieht einen Pick-up, wartet, bis er an ihm vorbeigefahren ist, dann zieht er das Rolltor hoch und schlüpft hinein.

Mitten in dem garagenähnlichen Raum steht ein Motorrad, den Helm auf der Sitzbank. Er streicht mit den Fingern über den glänzenden Tank. Auf dem Boden steht ein Karton, darauf ein Rucksack. Er schiebt beides an die Wand, dann richtet er das Bike vom Seitenständer auf, schiebt es hinaus und stellt es neben dem Gebäude ab.

Nun ist genug Platz für den Honda. Er fährt ihn im Schrittempo hinein, bis die Stoßstange die Rückwand berührt. Die Tür öffnet sich gerade noch weit genug, dass er aussteigen kann. Im Rucksack findet er neue Kleidung, rasch streift er die des Friseurs ab. Dann zieht er ein schwarzes T-Shirt, einen schwarzen Pulli und eine schwarze Hose an, die ihm etwas zu groß ist.

Als Nächstes schaut er in den Karton und holt eine schwarze Lederjacke und Stiefel heraus, die perfekt passen. In einer Jackentasche steckt ein Schweizer Offiziersmesser, in der anderen eine Brieftasche mit Bargeld, das er später zählen wird. Er nimmt Geld und Kreditkarten aus der Brieftasche des Fri-

seurs und steckt sie in seine neue. Doch als er die Brieftasche in seine Innentasche schieben will, fühlt er einen Briefumschlag und zieht ihn heraus.

Das Papier riecht schwach nach Parfum. Sicher nicht das seiner Mutter, also kann es nur von der Blondine stammen. Er lächelt bei der Erinnerung an die kurzen Röcke, die sie im Gericht getragen hat.

Im Umschlag stecken ein Schlüssel und eine Karte. Wunderbar.

Er durchsucht den Karton: eingeschweißte Nahrungsmittel und Wasser. Und am Boden eine Auswahl an Nummernschildern aus drei verschiedenen Staaten, alle mit gültiger Registrierung. Das ist zweifellos Walter Wertz' Werk.

Die Sirenen erklingen mehrstimmig, als er den Rucksack schultert. Unter dem lauter werdenden Lärm lässt er das Tor herab und bringt das Schloss wieder an.

Im Helm stecken Handschuhe. Er setzt den Helm auf, streift die Handschuhe über, setzt sich aufs Motorrad und wirft den Motor an. Der hustet, springt aber nicht an.

Flint versucht es erneut. Der Motor spuckt und stottert, dann röhrt er.

Ein Streifenwagen jagt mit blitzenden Lichtern vorbei, als Flint aus der Anlage fährt. Er lenkt das Motorrad in die entgegengesetzte Richtung und fährt, immer im Tempolimit, auf den Highway zu.